

«Schleierhaft, was das für ein Mensch war»

«Landesverräter» ist die Schweizer Prestigeproduktion diesen Herbst. Die Hauptrolle bekam ein Schauspiel-Neuling. Wie kam es dazu?

Tobias Sedlmaier

Nein, in der Schule habe er von dieser Geschichte gar nichts erfahren, sagt Dimitri Krebs. Und auch niemand aus seinem Freundeskreis. «Ich glaube, die meisten, die so alt sind wie ich, haben noch nie davon gehört, dass in der Schweiz in den 1940er-Jahren Menschen erschossen wurden. Das fand ich krass.» Dabei ist diese Geschichte mehr als eine Fussnote, sie sagt einiges über das Wesen und die Aussendarstellung der Schweiz aus.

Während des Zweiten Weltkriegs lässt sich ein junger Rumtreiber ohne Geld, der von einer Sängerkarriere träumt, in St. Gallen mit den Nazis ein. Damit ist Ernst Schrämlli zunächst nicht allein. Doch er spionierte, liefert dem Feind strategische, aber unbedeutende Dokumente und Granaten, wird entdeckt. Weil sich der Wind dreht und klar wird, dass die Alliierten den Krieg gewinnen, lässt die Schweiz ihn und 16 andere als «Landesverräter» hinrichten. Um die weisse Weste zu wahren. Indes die Waffenlieferung an die Nazis von Emil Bühle im grossen Stil weiterlaufen.

«Dachte, das Mail von der Casting-Agentur sei Spam»

So die Kurzfassung dieses historischen Falls, den Niklaus Meinenberg und Richard Dindo 1976 in ihrem Dokumentarfilm «Die Erschiessung des Landesverrätters Ernst S.» aufarbeiteten. Fast 50 Jahre später folgt nun der Spielfilm «Landesverräter» von Regisseur Michael Krummenacher. Prominent besetzt mit Fabian Hinrichs, Luna Wedler, Stefan Gubser. Und mit einem Neuling ohne jegliche Schauspielerefahrung in der Hauptrolle: Dimitri Krebs, der sich zum Gespräch als «Dimi» vorstellt.



Nie ganz bei sich selbst: Ernst Schrämlli (Dimitri Krebs).

Bild: Contrast Film

Wie hat es der schlaksige 27-Jährige, der lässig mit Shirt und Goldkette dasitzt wie zum Feierabendbier und regelmässig ein «mega» vor Worte setzt, geschafft, für dieses Prestige-Projekt besetzt zu werden? Über die Musik, erzählt Krebs. Er spiele Schlagzeug zusammen mit einem alten Freund

des Regisseurs, der verzweifelt jemanden für die Rolle gesucht habe. «Dann habe ich ein Mail von einer Casting-Agentur erhalten. Ich dachte zuerst, das wäre Spam. Anschliessend ging es für ein paar Wochen nach London, in die Schauspielschule. Warum Michael exakt mich ausgesucht hat, weiss ich nicht.

Ich habe nie gefragt», sagt er lachend.

Krebs spielt Schrämlli charismatisch als rastlosen Geist, der nie ganz bei sich selbst ist und viel dafür tun würde, aus dem ständig schaffenden, bünzligen St. Gallen zu entkommen. Die Mutter ist gestorben, der Vater verachtet ihn. Aufgewachsen in

Heimen, wird er von einem Vormund betreut. Der Film selbst bleibt allerdings in seiner Figurenzeichnung oft vage und sprunghaft, wird grell und symbolisch, wo dezent besser gewesen wäre. Vor allem die Gesangspassagen wirken sehr deplatziert. An Krebs, der sein Bestes gibt, liegt es nicht, dass «Landesverräter» kein Meisterwerk ist.

Rumbrüllen am Set war nicht sein Ding

Selbst nach dem Dreh weiss der Schauspieler nicht recht, wie sympathisch ihm seine Figur sein soll. «Auch nachdem ich seine gut geschriebenen Briefe aus dem Gefängnis gelesen habe, bleibt für mich schleierhaft, was das für ein Mensch war. Sicher einer, der von verschiedenen Einflüssen getrieben und sehr kindlich war. Er wollte ja berühmt werden und sich nicht in der Fabrik krumm arbeiten. Für dieses Ziel hintergeht er andere Leute, fordert seine Freundin Gerti auf, abzutreiben. Aber er ist auch so, weil er nie Nähe oder Liebe erfahren und gelernt hat, wie Zusammenhalt funktioniert.»

Anders als Krebs, der behütet aufgewachsen ist. Er musiziert in seiner Freizeit (unter anderem in der Nelly-Furtado-Coverband Nelly Schweiz) und arbeitet hauptberuflich in einer Jugendpsychiatrie. Zudem studiert er seit 2019 soziale Arbeit. Im Gespräch wirkt Krebs wie ein ruhiger, geerdeter, fast schüchtern Typ. Einer, der die Dinge mit gelassenem Gleichmut auf sich zukommen lässt. Einmal rutscht ihm ein «Scheisse» heraus, auf das sofort ein «oh, sorry» folgt.

Noch schwieriger als die Sexszenen mit Luna Wedler waren für Krebs die emotionalen Ausbrüche seiner Figur: «Das

geht völlig gegen meine Natur. So aufbrausend zu sein und herumzuschreien, das mache ich nie, vor allem nicht vor so vielen Leuten am Set.» Dafür habe er etwas Essenzielles beim Drehen eines Films («eigentlich eine völlig verrückte Sache») gelernt: mit Druck umzugehen. «Man muss sich aktiv rausnehmen und sagen, wenn man mal fünf Minuten für sich braucht. Auch wenn dann mal hundert Leute am Set warten und das vielleicht 2000 Franken kostet. Das traut man sich am Anfang natürlich nicht.»

Er mag seine Privatsphäre

Wie fühlt sich der Introvertierte in diesem exponierten Beruf? Werden wir ihn in Zukunft noch öfter auf der Leinwand sehen? Krebs sagt, er würde sich Anfragen schon anhören, aber nichts aktiv suchen. Jetzt sei er mit «Landesverräter» eine öffentliche Figur. Ob er auch eine bleiben wolle, habe er noch nicht entschieden: «Ich mag meine Privatsphäre und fände es nicht so cool, wenn ich über mich Sachen in der Zeitung lesen müsste, die nichts mit dem Film zu tun haben.»

Und was denkt er, der einer Generation angehört, die von Landesverrättern nie etwas gehört hat, was der Film für die Gegenwart zu sagen hat? Bei dem Thema blitzen seine Augen auf: «Ich hoffe, dass die Leute sich wieder bewusst werden, dass die Schweiz nicht einfach deshalb so reich ist, weil unter unserem Boden Geld wachsen würde. Wir sind sehr um unser Image besorgt, während unter dem Deckmantel der Neutralität so viele schmutzige Geschäfte betrieben werden. So wie Ernst Schrämlli eine schwierige Figur ist, ist auch die Schweiz ein sehr ambivalentes Land.»

Die Erinnerung hat eine Hintertür

In Florian Bissigs Lyrikdebüt «Anchises in Alaska» gedenkt ein Sohn dem verstorbenen Vater in Blankversen.

Thomas Studer

Wer je einen engen Menschen verloren hat, muss sich die Frage stellen: Wie erinnere ich mich an die verstorbene Person, wie spreche ich über sie? Zwingt mich der Schmerz, zu verdrängen? Benage ich alte Konflikte, die mit dem Tod des Gegenübers auf ewig ungelöst bleiben? Oder weichzeichne ich das Andenken?

Diese Frage nach Erinnerung interessiert den Schweizer Publizisten Florian Bissig. Der 45-Jährige ist bekannt für seine Übersetzungen englischsprachiger Lyrik. Auch erscheint in dieser Zeitung regelmässig seine Kolumne «Lyrik unter der Lupe», in der er die Gedichte anderer bespricht.

Nun debütiert Bissig mit seiner eigenen Lyrik. Eben hat er den schmalen Band «Anchises in Alaska» veröffentlicht – und

dafür eine literarische Auszeichnung der Stadt Zürich erhalten, dotiert mit 10'000 Franken.

In «Anchises in Alaska» gedenkt ein namenloses lyrisches Ich in feinen Zeilen einem lyrischen Du. Wobei sich rasch herausstellt, dass es sich beim Ich um einen Sohn handelt, der das Gespräch sucht mit seinem verstorbenen Vater, dem Du.

Der Sohn eröffnet das erste von insgesamt 17 Gedichten mit der Erinnerung ans letzte Lebenszeichen seines Vaters: Ein Lächeln war es, «tief / und glückserfüllt», das der noch aussandte, ehe er verstarb. Aber nur, so schränkt der Sohn ein, «wenn ich mich recht erinnere». Schliesslich ist Erinnerung «gerne trügerisch».

Bissigs Band folgt keiner strengen Chronologie, aber das Arrangement seiner Gedichte legt nahe, ihn von vorne nach hinten durchzulesen. Nachdem

der Sohn in den ersten Zeilen den Tod seines Vaters beschreibt, beleuchten die folgenden Gedichte je neue Wesenszüge des Verstorbenen sowie Details aus dessen Leben.

«Die Erinnerung ist gerne trügerisch»: Florian Bissig. Bild: Tonatiuh Ambrosetti



leicht fällt das nicht. Der Sohn zeichnet seinen Vater als einen schweigsamen Mann, der seine Gefühle oft abklemmte und sich mit Absicht zu Tode trank. Wie der Vater nur schwer auf seine Innerlichkeit zugreifen konnte, kann auch der zurückgebliebene Sohn, so scheint es, nur schwer auf Erinnerungen an den Vater zugreifen.

Jedenfalls sind da selten direkte Beschreibungen, sondern viele Umwege über literarische Referenzen. Die Schwäche seines gebrechlichen Vaters schildert der Sohn, indem er sich selbst mit der Figur Aeneas vergleicht – jenem antiken Helden, von dem der Römer Vergil erzählt, er habe seinen alten Vater An-

chises aus dem brennenden Troja getragen. Weiter umreist Bissigs lyrisches Ich den verstorbenen Vater per Anspielung auf Texte von Tschingis Aitmatow, Jack London oder William Shakespeare.

Gedichte ohne den Ballast des Kanons

Erklärt wird das Vorgehen in den letzten Zeilen des letzten Gedichts, die wie auch der Rest des Bands in Blankversen, Shakespeares Lieblingsform, gebaut sind: «Über den dunklen Lethestrom hinweg, / auf deinen Spuren unterwegs im Schnee / Alaskas, in den Gluten Trojas, auf / den Heiden Albions, in Kirgistan, / Vater, da hör ich dich, da reden wir.»

Der griechische Unterweltfluss Lethe, Alaska, Troja, Grossbritannien (dichterisch Albion genannt) und Kirgistan: All diese Orte sind Schauplätze der

zuvor aufgerufenen Werke Vergils, Londons, Shakespeares und Aitmatows. Die Fiktion als Hintertür der Erinnerung oder die Erinnerung selbst als Fiktion – das leuchtet ein.

Allerdings ergehen sich manche der Gedichte aus «Anchises in Alaska» gar ausführlich in Nacherzählung der erwähnten Klassiker. Dass diese Ausführlichkeit gar nicht nötig wäre, zeigen Gedichte wie «Ende» oder «Schwarz»: In ihnen erlaubt Bissig seinem lyrischen Ich, sich der Erinnerung an den Vater zu nähern, ohne dass darauf der Ballast des Kanons drückte. Und prompt entstehen die schönsten Stücke des Bands, an die zu erinnern sich auch in Zukunft lohnen wird.

Florian Bissig: Anchises in Alaska. Die Brotsuppe. 80 Seiten.